

Lebenswerte Städte

Wolfgang Zielonkowski

Städte sind naturferne, künstliche Ökosysteme, die nur unter hohem Energieaufwand erhalten werden können. Auch wenn sie sich dadurch von natürlichen, sich selbst regulierenden Ökosystemen grundlegend unterscheiden, sind unsere Städte dennoch Lebensräume (Biotope) für Lebensgemeinschaften (Biozönosen) aus Mensch, Tier und Pflanze.

Die bisher strikte Differenzierung und Polarisierung von Stadt und freier Landschaft führte im Bereich Naturschutz und Landschaftspflege zu einer eklatanten Vernachlässigung stadtoökologischer Belange. Im umweltfreundlichen Zeitwind der beginnenden 70er Jahre etablierte sich naturschutzrelevante Forschung und Planung vorwiegend in der freien Landschaft, um den erkannten dringenden Nachholbedarf ökologischer Erkenntnisse und Lenkungsmaßnahmen abzubauen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, darf betont werden, daß die Forschungsarbeiten in der freien Landschaft auch künftig zu verstärken sind, nachdem uns der heutige Wissensstand erst Aufschluß über unser Unwissen gibt.

Gestatten Sie einen kurzen Rückblick für ein besseres Verständnis des heute kritisierten Sachverhaltes. Gärtnerisches Gestalten des menschlichen Umfeldes kennen wir seit Jahrtausenden. Erst vor wenigen Jahrzehnten wurde es jedoch berufsständig im öffentlichen und privaten Bereich allgemein anerkannt.

Erst in den 30er Jahren konnte an einer Hochschule Gartenbau studiert werden, eine Fachrichtung, die sich wenig später in verschiedene Schwerpunkte und Studiengänge teilte, u. a. Garten- und Landschaftsgestaltung. Das künstlerisch-gestaltende Element stand dabei von ästhetischen Zielsetzungen getragen im Vordergrund. So ist es nicht verwunderlich, daß sich das damalige engagierte Wirken der Gartenarchitekten sowohl im Siedlungsbereich als auch in der freien Landschaft auf ein Verschönern beschränkte. Als entscheidende Erfolge sind die gestalterischen Beiträge zur Einbindung von Bauwerken in die Landschaft durch Linienführung, Relieffanpassung und Begrünungsmaßnahmen zu werten, die wohl in unserer Zeit bereits als selbstverständlich gelten dürfen.

Es wäre jedoch unverständlich, wenn Garten- und Landschaftsarchitekten ihre Tätigkeit vordergründig als optische, künstlerisch-gestaltende Aufgabe sehen würden.

So ist es verständlich, daß aufgrund der Forschungsergebnisse aus jüngster Zeit immer mehr der Ruf nach ökologisch-qualitativen Überlegungen und Maßnahmen in den Städten laut wird. Wir müssen uns beeilen, diesen berechtigten Forderungen berufsständig als Landschaftsarchitekten mit fachlich fundiertem Wissen nachzukommen.

Landschaftsarchitekten betreiben Lebensraumgestaltung, die weit umfassender ist und neben optischen Aspekten mindestens gleichwertig biologische und ökologische Kriterien beinhaltet. Was ist Leben? Darüber grundsätzliche Überlegungen anzustellen, auch in stiller Stunde, kann sehr wertvoll sein.

Leben ist die Gesamtheit der Erscheinungen, durch die sich Organismen von leblosen Körpern unterscheiden. Stoff- und Energiewechsel, Reizerscheinungen und Formwechsel sind Lebenserscheinungen, die nur dann ablaufen können, wenn eine Reihe von Lebensbedingungen, wie Wasser, Licht, Nahrung, Temperatur u. a. erfüllt sind.

Doch damit allein ist unter den Organismen zumindest der Mensch weder glücklich noch zufrieden. So unterstellt das in der Vortragsüberschrift enthaltene Adjektiv »lebenswert«, daß es neben quantitativen auch qualitative Kriterien gibt, deren Gesamtheit optimiert letztlich Lebensqualität bedeutet. Lebensqualität umfaßt demnach nicht nur die Gefährdung unserer

Lebensbedingungen durch Umweltbelastungen, sondern auch immaterielle Gegebenheiten, wie Geist, Tradition und Kultur.

Um befriedigende Lösungen städtischer Entwicklungskonzepte zu erzielen, sollten stets drei entscheidende Faktoren hinterfragt und beleuchtet werden.

1. Das Bild, die optisch-ästhetische Erscheinung unserer Umwelt.
2. Die Biologie, Artenvielfalt durch Vielfalt der Lebensräume für Tier- und Pflanzenwelt.
3. Die Funktion, Gewährleistung vielfacher Funktionsabläufe und Regulationsmechanismen.

Diese drei Faktoren bedeuten einheitlich bessere Bedingungen für alle Organismen, für Mensch, Tier und Pflanze.

Menschliche Grundbedürfnisse wie Wohnen, Arbeiten und Erholen sind Funktionen, die in unseren Städten zunehmend räumlich dividiert werden. Um diese Grundbedürfnisse dennoch zu erfüllen, weichen wir auf eine hohe strapazierende Mobilität aus.

Der Stadtflucht vornehmlich junger, aktiver Familien kann nur begegnet werden, wenn die Städte ihre Wohnfunktion wiedergewinnen, d. h. einheitlich Wohn- und Freizeitwert gesteigert werden. Freizeitbetätigung und Erholung sollen dabei möglichst nicht weiter als 10–15 Gehminuten von der Wohnung entfernt geboten sein. Keinesfalls sind damit stets aufwendig gestaltete Flächen gemeint, die der Bürger als Freizeitmanipulation empfindet, sondern einfache Betätigungs- und Bewegungsräume im näheren Wohnumfeld. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn bei Bürgerumfragen an erster Stelle die Schaffung von Grünflächen gefordert wird.

Aber die nüchterne Wirklichkeit sieht so aus, daß ausschließlich spekulative, technisch-rationale Gesichtspunkte unabänderliche Vorgaben zementieren, die dem mit dem lebenden Baustoff gestaltenden Landschaftsarchitekten nur wenig Spielraum und Eigeninitiative ermöglichen. So wird der Fußgänger in Häuserschluchten oder in Tunnels (zu seinem Schutz) unter die Erde dirigiert, Grünflächen zu Verkehrsinseln abgestuft, DIN-orientierte Kinderspielplätze eingerichtet und in Fußgängerbereichen betongefasste Architektenpetersilie dekoriert.

Erstaunlich, daß in den meisten Großstädten für diesseitige Bedürfnisse der Bevölkerung durchschnittlich weniger Grünfläche (3–5 m²) als auf den Friedhöfen (4–7 m²) zur Verfügung steht. Zur Bewältigung der lediglich angedeuteten Problematik bedarf es interdisziplinärer Zusammenarbeit, insbesondere unter Beteiligung humanwissenschaftlicher, biologischer und ökologischer Fachgebiete, die Richtwerte für die Technik erarbeiten und nicht umgekehrt. So kann die Frage an den Landschaftsarchitekten nicht lauten, welche Art von Bäumen hat in einer vorgegebenen Betonwanne Überlebenschancen, sondern wie muß die technische Gestaltung einer Betonwanne ausgeführt werden, um der Baumart X das Leben zu ermöglichen. Denn Voraussetzung für die Schaffung lebenswerten Raumes muß primär die Orientierung am Leben sein.

Wie steht es aber um das Leben, das Lebendige in unseren Städten? Anhand einiger Beispiele möchte ich die Gedanken etwas vertiefen. Schon immer hat das Wasser in der Menschheitsgeschichte als Symbol des Lebens gegolten und stets höchsten Wert erlangt, wenn es Mangelware wurde. Bereits früheste Darstellungen ägyptischer Gartenkunst zeigen uns mit Leben erfülltes Wasser, in Verbindung mit Menschen, Wasservögeln, Fischen und Wasserpflanzen.

Bei allen Völkern und in allen Epochen der Gartenkunst wurde dem Element Wasser stets größtes Augenmerk bei der Gestal-

tung von Lebensräumen gewidmet, wie es meisterhaft maurische Gärten aber ebenso Renaissance- und Barockgärten unter Beweis stellen. Wasser als bewegtes, lebendes und belebendes Element, das selbst Leben hervorbringt und leben läßt. Doch wie unaufmerksam, wie abfällig, wie leblos und schlecht behandeln wir diese lebensschaffende Kostbarkeit?

Wir degradieren es zum Transportmedium unserer Abfall- und Schmutzproduktion, bis wir es nicht mehr ansehen und riechen können, es regulieren, kanalisieren, verrohren und zubetonieren. Wir halten es nicht fruchtbringend auf, sondern versiegeln die Erdoberfläche und leiten es auf schnellstem Wege fort aus unserem Lebensraum. Die Güte aller Fließgewässer bayerischer Großstädte ordnet sich den Klassen sehr stark und stark verschmutzt zu.

Übersicht

Stadt	Gewässer	Güteklasse
München	Isarkanal	sehr stark verschmutzt
Nürnberg/Fürth	Regnitz	stark verschmutzt
Augsburg	Lech	sehr stark verschmutzt
Regensburg	Donau	stark verschmutzt
Rosenheim	Inn	sehr stark verschmutzt

Quelle: 4. RAUMORDNUNGSBERICHT der Bayer. Staatsregierung 1977

Dabei investierte Bayern bereits 1969 304 Mio. DM (401) und steigerte diese Summe bis 1976 auf 617 Mio. DM (1408). In Klammern die Kläranlageninvestitionen der gesamten Bundesrepublik.

Die bestehenden rechtlichen Zwänge zur Regenwasserableitung müssen gründlich überdacht werden, da sie unter ökologischen Aspekten meist völlig unsinnig sind. Ebenfalls sollte die Versiegelung von Grundflächen mit Asphaltbelägen gründlich überdacht werden und nur in unabdingbaren Fällen ohne Alternativen zulässig sein.

Wasser kann vielfache Funktionen erfüllen und wenn man etwas nostalgisch an frühere Dorfbäche und Dorfweiher denkt, zeigen sie beispielhaft, wie sie nicht nur Enten und Gänsen, spielenden Kindern, Fischen und Krebsen, waschenden Frauen, Rohrkolben und Schwertlilien Lebensraum boten, sondern darüber hinaus der Feuerwehr dienten und am Abend der Dorfgemeinschaft erholsame Kommunikation vermittelten. In dieser Fülle multipler Funktionen schwingt wohl etwas Lebensqualität mit.

Wie einseitig ist dagegen die sterile Funktion noch so kunstvoller Spritzbrünchen mit Betretungs- und Berührungsverbot, sauberem Chlorwasser und herbizidgereinigtem Umfeld. Ein Lebensraum kann derartiges nicht sein, weder im privaten noch im öffentlichen Bereich.

Wasser wird seine Attraktivität nie verlieren, wir sollten umdenken, und es in unserem Lebensraum in neuer Form zur Schaffung von Lebensgemeinschaften nutzen. Dazu gehört unter Umständen die Beseitigung einer Verrohrung, einer Verbauung oder Überdeckung, sicherlich eine neue aber reizvolle Aufgabe für manche städtische Bauverwaltung.

Vielleicht zeigte das Beispiel Wasser andeutungsweise den Zusammenklang der drei Faktoren Bild, Biologie und Funktion.

Mit Recht besitzt die formal-ästhetische Gestaltung eines Lebensraumes einen hohen Stellenwert. Doch für sich allein, ohne qualitativen Inhalt an Leben und Funktion, ist sie Selbstzweck und erfüllt nur einen Teil der Kriterien einer lebenswerten Umwelt.

Lassen Sie mich deshalb ein weiteres Beispiel anfügen.

Gegenüber Umweltbelangen ist von seiten der städtischen Bevölkerung eine verstärkte Aufgeschlossenheit erkennbar, die zum Überdenken traditioneller Gartengestalterischer Konzepte

veranlaßt. Ist es nicht unmenschlich, den Menschen in öffentlichen Grünanlagen mit stark belastbaren weideähnlichen Intensivrasen stets mit Betretungsverboten zu konfrontieren? Fördert der Bürger unter hohem personellen und sachlichem Aufwand einen betretungsfähigen Rasen, um dann nur Einheitsgrün optisch zu nutzen? Leider bestätigen nur Ausnahmen die Regel, und so bleibt zu wünschen, daß belastbare Intensivrasen in öffentlichen Anlagen vermehrt der Öffentlichkeit zugänglich werden.

Sollten aber wie bereits alternativ vermutet dem Menschen optische Freuden zugeteilt werden, so wäre ein weniger an Aufwand ein mehr an Erfolg. Häufiges Mähen kostet nicht nur viel Geld und Zeit, es verhindert auch prächtige, artenreiche Blumenwiesen, da entwicklungswillige Blütenpflanzen ständig geköpft werden. Nicht überall ist ein fein säuberlicher, pflegeintensiver Rasen aus wenigen Allerweltsarten erforderlich. Wenn Städter Blumen, z. B. Margariten, pflücken können, sind solche Alternativen sicherlich ein Beitrag zur lebenswerteren Gestaltung der Siedlungsbereiche. Übrigens lassen sich artenreiche Magerrasen und Blumenwiesen ebenso in größeren Privatgärten anlegen. Voraussetzung ist ein nicht zu nährstoffreicher Boden, den man durch Einbringen von Sand und Kies oder Abheben des Mutterbodens schaffen kann. Natürlich bedarf eine Blumenwiese geringer Pflege, nur 1–3maliges Mähen, keinen Dünger, kein Wässern und Walzen. Eingeschränkt ist das Betreten, doch entschädigt dafür eine Blütenpracht und eine reiche Insektenwelt.

In kleinen Gärten, insbesondere Reihenhausbärten, lassen sich Vorstellungen einer Blumenwiese nicht verwirklichen. Meist achten Reihenhausbaubesitzer auf außerordentliche Sauberkeit und treiben Überpflege bei überdimensionierten mit Lärm verbundenen Motormähemaschinen auf minimierter Rasenfläche. Die in ihren ökologischen Auswirkungen besonders bedenklichen Herbizide führen mit 60 % Anteil an Gesamtumsatz von Pflanzenschutzmitteln in der Bundesrepublik. Sie werden auf etwa 25 % der Gesamtfläche ausgebracht. Zwar wird der größte Teil im landwirtschaftlichen Pflanzenbau eingesetzt, doch ist der Anteil bei der Unterhaltung von Verkehrswegen, Wasserläufen, Parks und Hausgärten nicht unerheblich (UMWELTGUTACHTEN 1978 der Bundesregierung). Dem Sauberkeitsswahn muß unbedingt eine solide Aufklärung und Information durch Stadtverwaltungen und Fachleute entgegengesetzt werden.

In diesem Zusammenhang kann der unbegründete Glaube an die Heilsamkeit des Torfmülls nicht ausgespart werden.

Hausgartenbesitzer, Stadtverwaltungen und selbst Landschaftsarchitekten ordern alljährlich tausende Tonnen Torfmüll zur vermeintlichen Bodenverbesserung.

In den meisten Fällen wäre auf sandigen Böden das Einbringen von Lehm und auf lehmigen Böden das Einbringen von Sand besser, da Torfmüll im Sand verpufft und im Lehm verkohlt.

Außerdem enthält Naturtorf praktisch keine Nährstoffe. Zur Anreicherung der Böden mit Humus- und Nährstoffen sollten Gartenbesitzer und -verwaltungen vermehrt und verstärkt zur Kompostierung von Abfällen übergehen. Damit könnten gleichzeitig zwei Probleme gemildert werden, deren Zusammenhang nicht gleich offensichtlich ist.

Einmal bedeutet weniger Torfmüllverbrauch praktizierten Naturschutz, da der vehemente Frästorfabbau unserer letzten Moore gebremst würde.

Zum anderen bedeutet verstärkte Kompostierung eine spürbare Entlastung von teuren öffentlichen Entsorgungsmaßnahmen, wenn man bedenkt, daß ca. 60 % des anfallenden Hausmülls kompostierbar sind (UMWELTGUTACHTEN 1978).

Bitte verzeihen Sie den Exkurs über Hausgartenpflege, Torfmüll, Kompost und Naturschutz, aber es zeigt symptomatisch

die Vernetzung und Verkettung einiger durchaus ökologischer Tatbestände. Die bekannt große Artenzahl im Bereich der Siedlungen resultiert bei Pflanzen aus dem Stamm heimischer Arten und einer hohen Zahl nicht einheimischer Pflanzenarten. Allein das Sortiment der angepflanzten Gehölze umfaßt ca. 200 Arten und Artengruppen (W. KUNICK 1978).

Für viele Gehölze wird das in betont verkehrsgerechten Städten zunehmend verwendete Streusalz zu einer harten Belastung oder sogar zur Todesursache. Daß Nadelgehölze unter der Streusalzeinwirkung besonders stark leiden, ist bekannt, allenthalben kündigen plastikverhängte und brettervernagelte Grundstücke an Salzstraßen von dem Dilemma.

Untersuchungen haben gezeigt, daß auch Laubbäume erheblich beeinträchtigt werden, was das folgende Beispiel von Jahresringbreitenänderungen bei einer Linde untermauert, die seit Winter 1962/63 stärkeren Salzeinwirkungen ausgesetzt war.

Zeitraum	mittlere Jahresringbreite in mm
1920 – 24	3,52
1925 – 29	3,18
1930 – 34	3,70
1935 – 39	4,16
1940 – 44	3,84
1945 – 49	3,14
1950 – 54	2,46
1955 – 59	2,34
1960 – 64	1,92
1965 – 69	0,66
1970 – 74	0,88
1975 – 78	0,34

Quelle: HÖSTER, H. R.: Der Einfluß von Streusalz auf den Einfluß von Straßenbäumen. In: Die Grüne Stadt. München 1979.

Kochsalz schädigt nicht nur begrenzt im Winter, sondern erst recht mit Beginn der Vegetationsperiode über den Boden und Saftstrom, die Pflanzen. Ferner reicht die Anreicherung mit Natrium im Boden weit über den Straßenrand hinaus. Man kann direkt am Straßenrand einen Konzentrationsschatten beobachten, in etwa 1 bis 2 Metern wird das Konzentrationsmaximum erreicht, das dann nach einem sehr starken Abfall in einen ausgleichenden Teil bis etwa 8 m übergeht. (aus: STAMPLER, A.: Streusalz, ein wichtiger Aspekt der Stadtökologie. In: Stadtökologie, Graz 1977.)

In Anbetracht dieser weniger bekannten schädlichen Wirkungen des Streusalzes und auch der allgemein bekannten Negativwirkungen sollte dem Beispiel einiger Städte gefolgt werden und nur an wichtigen Verkehrsdurchgangsstraßen gestreut werden. Im privaten Bereich sollte das Streuen von Kochsalz zugunsten von Sand oder Asche generell verboten werden. Es stimmt bedenklich, wenn die Lebensqualität der ohnehin vegetationsarmen Innenstädte durch den Verlust an Bäumen weiter leidet. Es gibt in unseren Breiten keine salzresistenten Gehölzarten.

Kompartimentierung ist nicht nur ein gesellschaftliches und wirtschaftliches Stabilitätsprinzip, sondern auch ein ökologisches und so ist es verständlich, wenn in Städten auf eine Vielfalt an Strukturen besonderer Wert gelegt wird. Strukturdiversität ist ein Beitrag zur Artenvielfalt.

Ob das im Bereich der Vegetation einheimische oder fremdländische Arten sind, spielt für die in Städten ohnehin beschränkte Selbstregulation vieler Abläufe keine besondere Rolle. Entscheidend ist die Diversität der Vegetationsstrukturen, insbesondere für angepaßte Pflanzen- und Tierarten.

Im Übergangsbereich offener Rasen- und Wiesenvegetation zu Gehölzstrukturen finden sich in der Regel erst Sträucher, die sich ähnlich wie beim Waldmantel schützend vor die größeren Bäume setzen. Dieser Übergangsbereich, Saum genannt, ist ökologisch von außerordentlicher Bedeutung, da hier auf engstem Raum ein fließender Übergang aller Helligkeitsstufen von ganz hell im Freiraum bis ganz dunkel im Gehölzbereich zu finden ist.

Nun gibt es nicht nur eine Reihe von Stauden, sog. Saumarten, die spezifisch dieser Hell-Dunkel-Biotopabfolge angepaßt sind, sondern weit mehr Tierarten, vor allem Insekten, deren Existenz davon abhängt. Viele Insekten benötigen in ihrem Lebenszyklus unterschiedliche Helligkeitsbiotope zur Verpuppung, Eiablage, Nahrungssuche und zum Beutefang. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß der weitaus größte Teil der im Handel befindlichen Gartenstauden Saumarten sind, die für halbschattige Plätze geeignet angeboten werden.

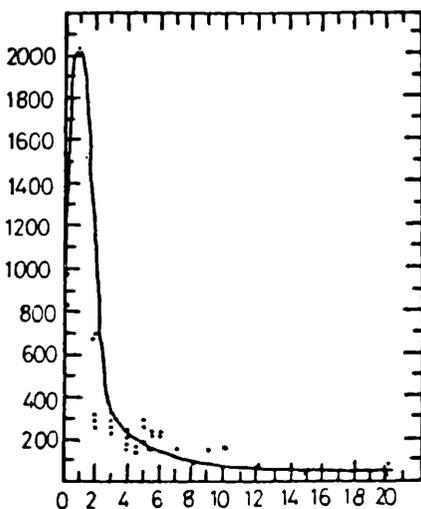
Vielfalt an Arten bedeutet Vielfalt an Leben, und so sollte es unser Bestreben sein, Vielfalt zu erhalten. Dazu gehört, wie wir gesehen haben, daß insbesondere in den öffentlichen Grünanlagen unserer Städte die Säume entwickelt und erhalten werden.

Es ist leider eine verbreitete Unsitte bei der Pflege der Rasenflächen, bis nahe an und in die Sträucher hineinzumähen. Vornehmlich bei Sträuchern mit acrotoner Verzweigung wird die bis zum Boden herabreichende seitliche Beastung, die »Schleppe«, ständig zerstört, bzw. kann sich erst gar nicht entfalten. Diese Schleppe schützt den Wurzelbereich und schafft die für den Staudensaum existentiell erforderliche Hell-Dunkel-Abfolge. Das bekannte Bild bei heutiger Pflegepraxis sind letztlich Gehölze, die wie Pinsel herumstehen, den Graswuchs fördern und damit noch höheren Pflegeaufwand erfordern.

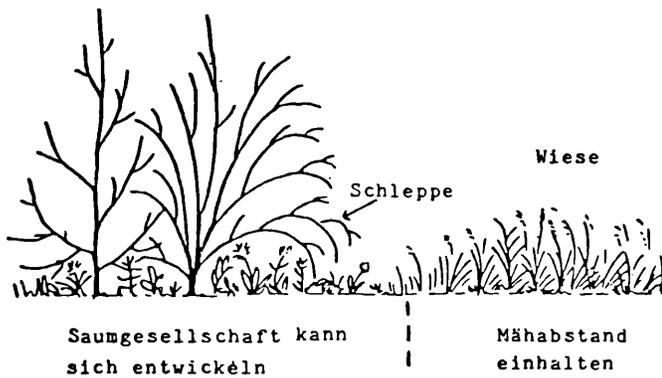
Ziel muß es daher sein, bei Mähgängen einen ausreichenden Abstand von den Gehölzen einzuhalten, so daß die Entwicklung der Gehölzschleppe allmählich von selbst den Gräserwuchs durch ausreichende Beschattung verhindert.

Sicherlich gelten diese Ausführungen nicht nur für den Siedlungsbereich, sondern generell für Gehölzpflanzungen, ob Straßenbegleitgrün, an Gewässern oder im Zuge von Flurbereinigungen.

Zum Thema Gehölze erlauben Sie mir noch zwei Anmerkungen. Es gibt Arten und Lebensgemeinschaften, die auf abgestorbenes Holz angewiesen sind, wie viele Insekten und die Höhlenbrüter unserer Vogelwelt. Gar mancher alte Baum,



Profil der Natriumkonzentration von Bodenproben in Abhängigkeit von der Entfernung zur Straße. Sammelort eine Meile südlich von Presque Isle, Maine, an der U.S. Nr. 1 (TRIPP T.B. & NADEAU J.L., 1974.)



Seitliche Beastung und Schleppenbildung bei Sträuchern und Entwicklung des Staudensaumes

der eine so seltene Lebensgemeinschaft beherbergt, fällt unbeachtet und voreilig übertriebenen Sicherheitsvorkehrungen zum Opfer, weil einige Bürger an Staat und Kommunen Haftungsansprüche stellen könnten. Nichts ist bei einwandfreien Gefährdungsfällen einzuwenden, doch bei Präventivmaßnahmen allerorten sollte die praktizierte Rechtslage überdacht werden. Leben kann nicht total risikolos sein.

In eine ähnliche Richtung zielen chemo-toxikologische Pedanten, die unter unseren heimischen und fremdländischen Gehölzen sicherlich 90 % giftige Pflanzen finden. Um den Menschen total vor Schaden zu bewahren, werden Gesetze und Verordnungen erlassen, die das Anpflanzen solcher Arten verbieten. Unter Berücksichtigung aller Erfordernisse, die von verschiedenartigsten Seiten gestellt werden, würde die Auswahl der verwendungsfähigen Gehölze so dezimiert, daß Pflanzungen bald unmöglich wären (siehe Baumschulkataloge).

Daß uns viele dieser Arten optisch mit Blüten und Fruchtschmuck erfreuen, daß sie nützlichen Tieren Zufluchts-, Nist- und Nahrungsplatz bieten, und daß sie Umweltbelastungen für den Menschen vermindern, wie Hitze, Immissionen und Lärm, ist uns weit weniger geläufig. Von den Wohlfahrtswirkungen der Pflanzen und Tiere im städtischen Lebensraum des Menschen besitzen wir bedauerlicherweise zu wenig Kenntnisse.

Wäre es da nicht dienlicher, wenn Kinder und Erwachsene bessere individuelle Kenntnisse von den in ihrer Umwelt wachsenden Organismen hätten, einschließlich ihrer besonderen Eigenschaften?

Öffentliche Grünanlagen könnten eine artenreichere und vielfältigere Pflanzen- und Tierwelt beinhalten, wenn weniger Gesetze und Regularien dafür mehr Information und Wissen beständen. Gewiß wäre auch das eine Bereicherung des menschlichen Lebensraumes, wenn man davon ausgehen darf, daß die Bindungen des Menschen an seine Stadt umso stärker sind, je vielfältiger sich die Beziehungen zu seiner Umwelt darstellen.

Im Aufgaben- und Tätigkeitsfeld Stadt des Garten- und Landschaftsarchitekten zeichnet sich vielleicht inhaltlich eine neue Phase ab, in der neben künstlerisch-gestalterischem Können verstärkt biologisches und ökologisches Wissen gefordert werden, wie es mit den Faktoren Bild, Biologie und Funktion aufgezeigt wurde.

Man sollte jedoch weitgreifende Nebeneffekte einer lebenswerten städtischen Lebensraumgestaltung nicht außer Acht lassen. Erholung bietende Siedlungsräume tragen zu einer Entlastung übermäßig frequentierter naturnaher Lebensräume in der freien Landschaft bei, bieten ein räumlich vereintes Konzept menschlicher Daseinsfunktionen aus Arbeiten, Wohnen, Erholen und lassen auf überflüssige, energieträchtige Mobilität verzichten. Zugleich wäre es ein Mittel der lan-

desplanerisch bedenklichen Stadtfucht, insbesondere junger Leute, entgegenzuwirken.

Darüber hinaus bedeutet Artenvielfalt im Siedlungsbereich ein für den Menschen anderweitig nicht ersetzbares System von Bioindikatoren (Monitorsystem), das feinste, aktuelle Zeiger des Zustandes unserer Umweltverhältnisse darstellt. Wir müssen nur sehen, wertschätzen und interpretieren lernen.

Gerade die mangelhaften Kenntnisse auf letztgenanntem Sektor sollten uns Ansporn für künftige Forschungsarbeiten sein, um den biologisch-ökologischen Stellenwert einzelner Arten, aber auch von mobilem Grün, Privatgärten, Friedhöfen, Parks und Verkehrsgrün zu erfahren.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Wolfgang Zielonkowski
 Direktor der Akademie für Naturschutz
 und Landschaftspflege
 Postfach 61
 8229 Laufen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1980

Band/Volume: [2_1980](#)

Autor(en)/Author(s): Zielonkowski Wolfgang

Artikel/Article: [Lebenswerte Städte 10-13](#)